

Aufbau DO/BS - Flonheim – Schulwechsel – Humpert – Wandern

Die unmittelbare Zeit nach dem Villa Massimo – Aufenthalt war gefüllt mit der Realisierung der Wettbewerbsentwürfe in Dortmund und Braunschweig. Ich baute nacheinander die Gauklerfiguren – angeregt vom Treiben auf der Piazza Navona – den Jongleur, analog zum ‚Feuerfresser‘ den Wasserspucker und die Phantasieskulptur des ‚Wasserzaubers. Alle Teilfiguren brannte ich in dem Saulheimer Elektro-Ofen und baute sie im Hof zusammen. Dort war es auch möglich, herauszufinden, ob der Wasserstrahl aus der Mundöffnung des Wasserspuckers so auf die Hand trifft, dass er zum Wassernebel wird. Parallel musste das Brunnenbauwerk Gestalt annehmen, dessen Konstruktion von Amts wegen aufwendiger sein musste, als von mir gedacht. Ich selbst war bei der handwerklichen Aufführung direkt beteiligt, indem ich zweimal in einer halben Woche, immer nach der FH von Donnerstag bis Samstag, ca. 20 Tonnen Beton zu verarbeiten hatte, um die Hügel am freien Wasserlauf und die Inseln im Becken zu modellieren, die danach von einem Fachmann perfekt überpflastert wurden.

Genau so war ich direkt beteiligt bei der Ausführung von ‚Gespräch zwischen den Blöcken‘. Die Terrakotta-Modelle für die Bronzefiguren in ihrem Gehäuse mussten passend gebaut werden. Vor allem der Hügel musste von mir selbst modelliert werden. Dazu transportierte mir ein Frontlader das bereits abgelagerte Erdmaterial heran, damit er – von mir dirigiert – die Wölbung aufschichten konnte. Ich hatte eigens in meinem kleinen Renault 5 Harke und Schaufel mit genommen, um die Rundungen des Hügel zu modellieren. Nachdem sich das Material während des Winters gesetzt haben würde, sollte ein Gärtner eine Schicht Mutterboden darüber breiten. Das aber in Ordnung zu bringen, war wieder meine Arbeit, denn der gute Mann hatte ohne Formverständnis den Boden mit der Schaufel einfach herunter gezogen, so dass der Hügel statt gewölbt eher hängend erschien.

Der Transport der Skulpturen war aus Rom nach Saulheim gekommen, und die Frage war, wohin damit? Die 24 Teile der Mauerläufer samt ihren Gussformen – zurück aus der Gießerei – mussten auch noch irgendwo gespeichert werden. In unserer kleinen Hofreite in Saulheim war kein Platz dafür. Wir konnten sie provisorisch in den Pferdeställen der alten Saulheimer Mühle lagern. Aber das war kein Dauerzustand, weil man die Skulpturen nicht im Ganzen ansehen konnte. Nun begann die Suche nach einer endgültigen Unterkunft. Schließlich

wurden wir fündig über ein Wiesbadener Maklerbüro. An einem Samstag fanden wir in der Zeitung das Angebot eines großen Winzeranwesens mit Garten in Flonheim. Noch am selben Tag – einem Samstag – fuhren wir hin, um es anzuschauen und schlossen am Montag darauf den Kaufvertrag ab. Da im Jahr 1982 die Einweihung des Gauklerbrunnens in Dortmund und die der Skulpturengruppe in Braunschweig stattfanden und ich die Endrechnungen stellen konnte, hatten wir die Basis für den Kaufpreis. Dazu konnten wir Bankkredite aufnehmen.

Ehe wir die Gebäude nutzen konnten, waren Veränderungen notwendig. Die Wohnung im Haus mit Ölöfen konnte man gelegentlich benutzen. Allerdings gab es dabei eine Panne. Meine Schwester Ruth und Schwager Hellmut waren zum ersten Mal zu Besuch und schliefen im Obergeschoss. Nachts wurden sie wach durch starken Ölgeruch. Der mit zentraler Ölversorgung gesteuerte Ofen war undicht. Das Öl sickerte heraus und hatte den ganzen Fußboden überschwemmt mit der Folge, dass die beiden mit der Kehrrichtschaufel einen halben Eimer eingesammelt haben. Der Gestank aus dem Fußboden verschwand erst mit der Erneuerung des Hauses 1990.

In der Scheune mussten wir ein Ziegelsteinpflaster legen lassen, tragende Balken und Speicherböden ergänzen, schadhafte Dachpfannen auswechseln. Das Stallgebäude musste entkernt werden. In das Dach aus Welleternit, dessen Gefährlichkeit damals noch unbekannt war, mussten Öffnungen für Well-Plexiglas geschnitten werden. In dem Raum stand ein Heizkessel für warmes Wasser, das mir die Arbeit im sonst unbeheizten Raum erleichterte. Ich hatte somit zwei Arbeitsräume, diesen hier zum Gipsen, den in Saulheim mit Brennofen für Terrakotten. In Saulheim lagerten viele Matratzen, die ich für Transporte zu Ausstellungen aufhob.

In einem Fall wurden sie anders genutzt. Unser alter Kollege Humpert wurde pensioniert, und wir feierten in Saulheim seinen Abschied vom Fachbereich. Es war ein warmer Sommerabend, an dem die Studenten große Platten mit Köstlichkeiten aufgebaut hatten. Die Studenten holten sich die Matratzen vom Speicher, breiteten sie auf der Terrasse aus und schliefen dort. Einige hatten den Kellerabgang zu den Getränken gefunden und sich um eine Sängerin mit einer traumhaft melancholischen Altstimme versammelt. Zu vorgerückter Stunde forderte mich der Kollege v. Törne auf, doch mal mein Waldhorn herunter zu

holen. Ich brachte aber auch noch die Tuba vom Dachspeicher, und so musizierten wir lautstark in die Nacht, nicht bedenkend, dass Familie Rump auf der anderen Seite schlief.

Barbara hatte v. Törne am Nachmittag schon zu seinem Hotel gebracht, damit er nachts den Schlüssel haben würde. Am nächsten Morgen schon um halb acht saß ich in der Küche, weil ich in Neustadt einen Termin hatte. Da merkte ich, wie jemand zum Hoftor herein kam. Es war der Kollege v. Törne noch mit Schlaf in den Augen. Er hatte sich in dem Haufendorf Saulheim nicht zurecht gefunden. War er ein Stück gefahren, landete er bald im Feld, beim zweiten Mal wieder. Beim dritten Versuch blieb er im Weinberg stehen und legte sich in seinem Mercedes zur Ruhe. Glücklicherweise hat ihn der Winzer geweckt, sonst wäre er zu spät zur Diplom-Prüfung gekommen.

Sebastian hatte keine wesentlichen Schwierigkeiten mit dem Schulwechsel von Rom nach Saulheim. Er fand in Carsten Sieber einen Freund, der groß und stark war und Sebastian gewissermaßen beschützte. Er trug eine Brille mit Drahteinlagen, die zu zerbrechen drohte, wenn er ungewollt häufig in Streit geriet. Denn, wurde er von den anderen Kindern geärgert, dann verteidigte Sebastian ihn mit schnellen Worten. So haben sich beide gestützt.

Es dürfte bald nach unserer Rückkehr aus Rom gewesen sein, dass Sebastian mit der Familie seines Onkels Dieter für eine reichliche Woche über Ostern nach London mitgenommen wurde. In dieser Zeit brachte Barbara aus der Buchhandlung Kohl in Mainz ein Bändchen ‚30 Rundwanderungen im Pfälzer Wald‘ mit. Wir nutzten es gleich am Samstag vor Ostern und am Montag darauf marschierten los. Ich erinnere mich noch gut, wie wir die erste Wanderung im Isenachtal begannen und an merkwürdigen Ortsbezeichnungen vorbei kamen ‚Kehr dich an nichts‘ und ‚Dreh dich nicht um‘, die mit Gebietsstreitigkeiten in der Vergangenheit zu tun hatten. Wir aßen dann im Wanderzentrum ‚Lambertskreuz‘ und gingen im Bogen wieder zum Wagen zurück. Damit begannen wir eine lange Reihe von Wanderungen zwischen 15 und 22 Kilometern – in einem Fall von 26 km, als wir Wandermarkierungen übersehen hatten.

Zum Wandern benutzten wir bald keine Wanderbücher mehr, sondern stellten uns unsere Touren nach Wanderkarten selbst zusammen, in der Regel so, dass

wir unterwegs eine Pfälzerwald-Hütte oder ein Restaurant besuchen konnten. Beeindruckend waren immer die mit Felsen verwachsenen Burgen und Ruinen. Oft kamen wir an der Hardenburg vorbei oder an der Ruine Alt-Dahn, unterhalb derer ja der Walthari-Brunnen steht. Schon auf französischer Seite liegen Wasgenstein und Fleckenstein. Und eine besonders weite Aussicht hat man von der Madenburg. Im Lauf der Zeit haben wir den ganzen Pfälzer Wald erwandert.

Manchmal wanderten wir nicht allein. So kamen einmal nach Saulheim Horst Bürkle mit seiner damaligen Partnerin Monika Herchenröder und Gerhard mit Iris Weber aus Darmstadt, mit denen wir die Wanderung in Neustadt begannen. Es war die lichtarme Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr. Wir hatten fünf Stunden für die 20 Kilometer eingeplant. Der Weg führte vorbei am Hambacher Schloss über die Rietburg zum Forsthaus Heldenstein und von dort am Südhang des Kesselberges wieder zurück zum Ausgangspunkt. Die Planung war so genau, dass wir gerade noch bei Tageslicht wieder ankamen. Mit Horst Bürkle und Freunden sind wir auch im Odenwald im Bereich des Dreiländerecks gewandert und haben abends die gesammelten Pilze gebraten.

Eine sehr schöne Wanderung hatten wir mit unseren Nachbar-Freunden Elisabeth und Toni Höfer auf die Kalmit, beide waren damals noch gut zu Fuß. Als wir schließlich auf dem Felsendach unter dem Gipfel ankamen, zog Toni eine Flasche Riesling Spätlese hervor, und er hatte auch für ausreichend Gläser gesorgt, so dass wir dort oben – auf den Felsen lagernd – unsere Wanderung feierten.

Auch Barbaras fünfzigsten Geburtstag feierten wir mit einer Wanderung. Sie begann am Aschbacher Hof südlich von Kaiserslautern und ging im Bogen vorbei an der Untermühle und an der Klugschen Mühle und führte durch das romantische Karlstal, in dem das Wasser sich seinen Weg an mächtigen Felsbrocken vorbei bahnte. Oberhalb lag Trippstadt, von wo wir durch den Wald nach 14 km wieder zum Ausgangspunkt zurückkehrten. Dort wartete ein kleiner Bus von Sieber in Saulheim auf die Geburtstagsgesellschaft, aber wer wollte, konnte noch sieben Km bis Hohenecken laufen, wo wir in einem italienischen Restaurant Plätze bestellt hatten. Mir ist noch gut in Erinnerung, wie Karl-Heinz Messinger – schon etwas beleibt – unbedingt auch zu Fuß gehen wollte und wie er gegen Ende des Wegs einen kleinen Steilhang mit den Armen rudernd hinauf keuchte und stöhnte „Das war das letzte Mal in meinem Leben!“.

Vieste – Exkursion Vieste – Ferien m. Heyne – Gavorrano – Otranto

Auch wenn der Rom-Aufenthalt nun schon geraume Zeit zurück lag, gab es noch die lose Verbindung zur Familie Neenan. Möglicherweise war schon in Rom die Rede davon gewesen, dass Cinzias Mutter Lucia in Vieste am Gargano ein Haus habe. Jedenfalls luden sie uns ein, mit ihnen dort einen Urlaub zu verbringen. Im Sommer 1981 machten wir uns auf die lange Reise nach Apulien, die wir in den Bergen in Sasso Marconi bei Bologna unterbrachen, um dort zu übernachten. Der Journalist Veith Mölter, den wir von Rom her kannten, hatte dort oben ein Haus. Ich hatte ihm als Dank eine kleine Bronze dort gelassen, die aber von Einbrechern mitgenommen worden war. Vieste liegt am äußersten Ende des italienischen Stiefelsporns und ist auf Tuffstein errichtet, der die ganze Landschaft prägt. Am Strand liegt feinsten Sand, und am Weg dorthin reizten mich herum liegende Steinbrocken zum Zeichnen.

Cinzias Steckenpferd war das Sammeln vorgeschichtlicher Steinwerkzeuge, wobei sie ganze Felder absuchte und uns dafür zu begeistern trachtete. Für die Zukunft wollten wir ihr in ihrem Haus nicht zur Last fallen und suchten für weitere Aufenthalte eine andere Unterkunft. Die bot sich an bei dem Kleinbauern Raffaele, der Neenans das Gemüse lieferte. Er war dabei, neben seiner selbst erbauten Hütte, zwei Apartments an den Felsen zu errichten, die man im nächsten Jahr würde bewohnen können. Sein Anwesen lag näher an der Tuff-Küste, die zum Malen und Zeichnen reizte, weil der Tuff-Abbau zu vielen kubischen Abstufungen führte, die im Kontrast zu den freien Felsformationen standen.

Von da an fuhren wir jedes Jahr nach Vieste, und ich konnte mich in die kubischen Landschaften regelrecht hinein knien. Durch Raffaele gewannen wir eine Erkenntnis für den Speiseplan. Er lieferte uns täglich frischen Salat, dabei sah ich, wie er ein am Wege wachsendes Kraut abzupfte und hinzufügte. Es war wild wachsende Rucola, zu deutsch Rauke, die wir noch nicht kannten. Als ich ihren nussartigen Geschmack wahrnahm, wurde mir mit einem Mal klar, dass ich diesen Geschmack bei meinen ersten frühen Italiaufenthalten im Salat kennengelernt hatte, ohne zu wissen, was es war. Wir waren davon so angetan, dass wir uns Samen mit nach Hause nahmen, bis Sebastian eines Tages vom Theresianum heimkam und erzählte, dass dort am Zaun um das Gebäude herum alles voll davon stehe. Inzwischen haben wir gelernt, dass es Rauke auch in

Gärten gezüchtet gibt, die aber im Geschmack weniger intensiv ist als die wild wachsende.

Von der Landschaft mit dem Tuffabbau war ich so begeistert, dass ich meine Kollegen Steffen Huth und Erich Heyne inspirierte, eine Zeichenexkursion im Mai dahin zu unternehmen. Es wurde eine abenteuerliche Fahrt. Wir hatten Erichs dicken BMW, meinen Ford Granada Kombi für jeweils fünf Personen, den Citroën von Steffen und einen VW Polo einer Studentin. Wir waren achtzehn Personen und übernachteten unterwegs wieder im Haus von Veith Mölder in Sasso Marconi, teilweise in Schlafsäcken auf dem Speicher, direkt unter den Dachpfannen, Männlein und Weiblein nebeneinander. Die unvermeidbaren natürlichen Geräusche veranlassten Erich mit seinen Erfahrungen aus Schweden trotz seiner autoritären Züge, allen das ‚Du‘ anzubieten. Auf der Weiterfahrt wollte Erich bei einer Autobahntankstelle seine Benzingutscheine einlösen. Es war aber Vorsaison und deshalb noch nicht möglich, so verwies man uns an ein ACI-Büro in einem der Badeorte an der Adria. Dort angekommen, hieß es, der ACI öffne erst 17:00 Uhr, er kam aber erst um halb sechs. Nein, die Benzingutscheine gibt es bei der Zentrale in Foggia. Also fuhren wir bis zur Abfahrt Poggio Imperiale nach Apricena auf einen großen Parkplatz, wo die anderen warten sollten, während ich wegen der Italienisch-Kenntnisse Erich nach Foggia begleitete. Als wir dort anlangten, waren bereits die Putzfrauen am Wirken – also morgen wieder!

Als wir wieder am Parkplatz ankamen, hatten sich Carabinieri eingestellt und wohl, weil sie sich durch die leicht bekleideten Studentinnen provoziert fühlten, sämtliche Ausweise eingesammelt. Auch meine Erklärungsversuche nutzten nichts, ich musste meinen Ausweis auch abgeben. Die Schikane dauerte noch, als es bereits begann zu dämmern. Schließlich konnten wir starten – und da passierte es. Steffen hatte nicht wie wir in einer Reihe, sondern rechtwinkelig zu uns geparkt. Da wir beide gleichzeitig anfuhrten – und ich wutentbrannt – fuhr ich ihm in die linke Flanke, dass sein hinterer Kotflügel durch die Gegend flog. Die Stimmung war gereizt, als wir im Dunkeln bei unserer Bleibe ankamen, die mit den Rohbauten, welche uns erwarteten, recht ärmlich aussah. Steffen wollte am liebsten wieder umkehren. Das änderte sich erst am anderen Tag, als er die grandiosen Zeichenmotive sah.

Es waren nicht nur die vielfältigen kubischen Abstufungen, die bald hier, bald da Anfänge des Abbaus zeigten, die dann liegen gelassen worden waren, so dass ihre Zufälligkeiten schon wieder naturhaft wirkten. Irgendwann entdeckte ich Felder mit uralten Olivenbäumen, die von Wachstumskräften geradezu gesprengt und gespalten erschienen. Ein Fest für die Rohrfeder. Jahr für Jahr entdeckte ich neue Situationen, bis ich 1987 Strandfiguren zeichnete, Sebastian mit den Freunden Daniel und Tobias, die wir im großen Ford mitgenommen hatten. Für die weiteren Jahre blieben wir nicht bei Raffaele. Sondern wir lernten ein Ehepaar kennen, das gegenüber von Cinzia und Chris ein Haus errichtet hatte, das wir mieten konnten.

Als Raffaeles Gästeappartements nutzbar waren, machten wir 1985 zusammen mit Erich Heyne und zweien seiner Kinder, Elisabeth und Johannes, Ferien in Vieste. Erich wurde, angeregt durch Steffen und mich, ein begeisterter Zeichner der Steinbrüche. Während unseres gemeinsamen Aufenthaltes machten Barbara und ich mit Erich in seinem BMW eine Erkundungstour in das südliche Apulien. Wir erlebten die romanische Kirche von Trani – hoch auf dem Felsen über dem Meer gelegen. Es ist ein merkwürdiger Bau, an dessen Langschiff ein mächtiges Querschiff mit einer winzigen Apsis abschließt. Ihr Inneres wies einen merkwürdig ruinösen Zustand auf. Man hatte auf der Suche nach dem Originalzustand die ganze spätere Barockisierung heraus geschlagen und dann den Zustand so gelassen, dass vieles Torso blieb.

An Castel del Monte mit seinem Oktogon und seinen acht Ecktürmen ist nachdrücklich in Erinnerung seine monumentale Lage in der Landschaft und von Nahem gesehen das rötliche Konglomeratgestein, mit dem Türdurchgänge eingefasst sind. Das Castel in kristalliner Geschlossenheit liegt weithin sichtbar auf einer Anhöhe. Die Fahrt ging weiter über Bari bis ins barocke Lecce, wo wir übernachteten. Am nächsten Tag haben wir das riesige Seefahrer-Fußbodenmosaik in der Kirche von Otranto besichtigt, ehe wir wieder umkehrten. Das war der südlichste Punkt in Italien, den wir je besuchten.

Gavorrano DA.Sez. – Heute–Sendung – Paris+Sebastian – Heilbronn – Japan

Die Reihe der Fahrten nach Vieste dauerte von 1981 bis 1987. Im September desselben Jahres machten wir auf Anregung von Mattias Gessinger mit ca. zwanzig Mitgliedern der Darmstädter Sezession eine Zeichenexkursion nach Gavorrano, oberhalb des Golfs von Follonica. Dort konnten wir kleine Holzhütten auf dem örtlichen Camping-Platz mieten. Schnell machte die Runde die Gefährlichkeit der Vipern, deren Junge – wie man hörte – häufig von Ästen herabhängen. Ein Mensch ist auf diese Art in den Kopf gebissen worden und gestorben, weil er nicht schnell an ein Gegengift heran kam.

Es gab schöne Fahrten in die Umgebung zum Lago dell'Accesa, der mit einem nahegelegenen Gehöft mich immer wieder anzog, so dass eine Serie farbiger Zeichnungen entstand. Die Mannschaft des Zeltplatzes kochte sehr gut für uns. Zwei spannende Physiognomien, den Chef und eine charmante junge Frau, habe ich zur Erinnerung gezeichnet.

1988 war dann die große Retrospektive in den Städtischen Museen Heilbronn, die mir mit einem sehr guten Katalog Andreas Pfeiffer eingerichtet hatte. In der Heilbronner Ausstellung waren die großen Bronzen im Stadtraum verteilt, auch die ‚Mauerläufer‘ und der ‚Dortmunder Jongleur‘, die im Hof des Landesmuseums gestanden hatten. Als die Rückkehr der Bronzen anstand, hatte der Direktorenwechsel von Wilhelm Weber zu Dr. Bertold Roland stattgefunden. Dr. Roland und sein Kustos Dr. Venzmer wollten nun statt der ‚Mauerläufer‘ lieber das ‚Römische Mauerfossil‘ haben, weil es einen Bezug zu den Römer-Grabmalen im Steinsaal habe.

Noch während des Verlaufs der Ausstellung in Heilbronn erfuhr ich von Bernd Altenstein, der für eine Zeit am Goethe-Institut in Tokio gewirkt hatte, von einem weltweit ausgeschriebenen Bildhauerpreis zu einer ‚Rodin Grand Prize Exhibition‘, und er empfahl mir, mich doch daran zu beteiligen. Es war Sebastian, der darauf sofort begeistert reagierte, und mich anspornte, daran teilzunehmen. Wenn ich was gewönne, könnten wir ja zusammen hinfahren. Es stellte sich heraus, dass es mehr als zwanzig abgestufte Preise geben sollte, deren Hauptpreis schon für den Franzosen César vorgesehen war, der einen in Carrara hergestellten Daumen aus Marmor lieferte. Wenn ich mit einem nachgeordneten Preis rechnen durfte, konnte ich keinen teuren Bronzeguss

anbieten. Um den ‚Legionär‘ – damals noch ‚Moguntinischer Legionär‘ genannt – liefern zu können, musste ich ihn in Polyester abformen lassen. Dies besorgte ein Bildhauer aus Cuxhaven, der von solchen Arbeiten lebte.

Tatsächlich bekam ich einen solchen ‚Hakone Award‘ genannten Preis, benannt nach dem großen japanischen Nationalmuseum. Ich konnte die Unterkunft im Goethe-Institut vereinbaren, die wie vieles in Japan teuer war, wenn auch nur halb so viel wie im Hotel. Der Flug nach Tokio startete in Frankfurt mit Umsteigen in Brüssel und ging über Anchorage in Alaska. Es war merkwürdig, einen Tag einzusparen. Denn kaum hatten wir versucht zu schlafen, kamen wir schon am hellen Morgen an. Ehe wir ins Goethe-Institut gingen, waren wir für drei Tage bis zur Preisverleihung großzügig eingeladen. Man hatte Zeit, das Hakone-Museum zu besichtigen, wo Repliken von allen wichtigen Skulpturen der europäischen Bildhauerei von Michelangelo bis Rodin zu sehen waren. Komisch geradezu, wie in dem weitläufigen Park der ‚David‘ von einer Anhöhe herunter als Zwerg erschien. Mein ‚Legionär‘ landete allerdings nicht im Hakone-Museum, sondern im Utsukushi Open Air Museum, einer in den Bergen liegenden Zweigstelle. Wie wir in diesem Museum und im Katalog wahrnehmen konnten, ist die japanische Einschätzung von Qualität eine weitgehend andere als unsere.

Als wir nach Tagen nochmals dorthin wollten, standen wir angesichts der japanischen Schriftzeichen auf einem Bahnhof etwas unschlüssig herum. Als uns ein freundlicher Japaner ansprach „Can I help you?“, konnte er nicht weiter, es war der einzige englische Satz, den er in seinem Wortschatz hatte. Speisen konnte man in vielen kleinen Restaurants. Anstelle von Speisekarten standen in den Schaufenstern verwirrend farbig echt gemachte Speisen in Polyester. Einmal bestellten wir etwas, das aussah wie Macedonia Obstsalat, aber es war Tofu ohne Geschmack, das uns im Halse stecken blieb. Ein Erlebnis ist unvergesslich. In einem kleinen Restaurant saß hinter uns eine alte Frau und verzehrte eine Nudelsuppe. Mit einem Mal gab es ein gewaltiges schlürfendes Geräusch und weg waren die Nudeln aus ihrer Schale. Merke: das geräuschvolle Essen verstärkt das Wohlfühl.

Die 14 Tage Japan haben uns drei mit Hin- und Rückflug 15.000 DM gekostet. 10.000 DM dafür hatte das Preisgeld beigesteuert.

Eigentlich hätte der Monsun vorbei sein sollen. Aber er verspätete sich 1988, und so gerieten wir häufig in schwül warme Regengüsse, auch als wir an einen Badestrand südwestlich von Tokio fuhren, fehlte das Vergnügen daran. Im Goethe-Institut saß an der Pforte eine freundliche Japanerin, die für uns alles organisierte. Als wir nach der missglückten Badereise zurückkehrten, fragte sie, ob es uns gefallen habe. Daraufhin flachste Barbara, wie sie es gern zu tun pflegte, „Sie haben uns nur kein schönes Wetter bestellt“, darauf ein Gesicht tiefster Betroffenheit! Japaner sind sehr ernst und für solche Art Spaß nicht zu haben. Um nach Kyoto – die alte Kaiserstadt – zu gelangen, erlebten wir auf der Fahrt dorthin den Shinkansen und bekamen als Hotel ausgerechnet das Holiday Inn. Dafür war die Stadt mit ihren Gärten und Tempelanlagen reich an Erlebnissen, wenn auch in ihrer Fülle für die drei Tage eher verwirrend.

Als wir schon wieder eine Zeitlang in Saulheim waren, erhielt ich einen Anruf aus Japan. Ich hatte den ‚Legionär‘ ursprünglich ‚Moguntinischer Legionär‘ genannt in Anlehnung an das römische Mainz. Nun wollte man auf Englisch wissen, was moguntinisch heißt. Und, ob ich erlaube, dass man den Legionär in eine Allee stellt, die zu einem Flughafen führt. Das ist nun gut dreißig Jahre her.

Gavorrano mit Barbara – ZDF – Paris – Gavorrano-Fahrt mit der FH

Um auch mit Barbara die Gegend oberhalb des Golfs von Follonica zu bereisen, waren wir nach der Japanfahrt auch noch vom 10. bis 20. September in Gavorrano und Umgebung. Wir fanden eine Unterkunft im Ort selbst, von der ich auf eine Dachlandschaft schaute und sie zeichnete. Wir unternahmen Ausflüge um den Monte Calvo herum und nach Scarlino mit seinem beeindruckenden Castel der Aldobrandineschi, von dem ich farbige Zeichnungen machte. Unterhalb gab es in Richtung Punta Ala einen kleinen Strand, die Calaviolina, die wir mehrfach zum Baden aufsuchten. Der merkwürdige Name rührt daher, dass der grobkörnige Sand unter den Füßen so knirscht, dass (mit Phantasie) ein brummendes Geräusch vernehmbar ist. Lohnend war der Strand von Castiglione della Pescaia, wo wir einmal übernachteten. Nicht weit entfernt auf dem Berge liegt Vetulonia, dessen Nekropole weitläufige Gemäuer zeigt, aber wenige Grabkammern. Sie sind weniger wirkungsvoll, wenn man schon die Grabanlagen von Cerveteri kennt.

Im Frühjahr 1989 unternahmen wir eine Parisreise zu dritt, an deren Vorabend am 22. März wir eine Überraschung erlebten. Zu jener Zeit gab es noch die Sendung ‚Heutejournal‘ im ZDF um 21 Uhr, die immer mit einem kulturellen Bericht endete. Zu meinem Erstaunen war es ein fünf Minuten langes Portrait ‚Eberhard Linke‘. Anlass war meine umfangreiche Ausstellung im Nassauischen Kunstverein in Wiesbaden, die während dieser Zeit lief, sowie die Montage der Bronzefassung von ‚Anonymität und Individuum‘, die in Dietz an der Lahn stattfand. Den Bericht redigierte der Kulturredakteur Ralf Miritz, der mit einem meiner ersten ehemaligen Studenten von 1972, mit Volker Landsgeßel, zusammen wohnte. Mich freute, dass ein Student nach siebzehn Jahren sich in dieser Weise an mich erinnerte, weil er offensichtlich diese Sendung veranlasst hatte.

In Paris wohnten wir in einem kleinen verstaubten Hotel namens ‚Esmeralda‘, genannt nach dem Schützling des Glöckners von Notre Dame. Es lag an der Grünanlage ‚Square de René Viviani‘. In ihm stieg man nach oben auf einer gewendelten Holztreppe und kam dabei an staubig wirkenden Tapeten mit riesigen altertümlichen Blumenmustern vorbei. Beim Blick aus dem Fenster sah man schräg über den linken Arm der Seine hinweg die Westfassade von Notre Dame. Auf der dem Hotel gegenüber liegenden Seite der Grünanlage fanden wir

ein vegetarisches Restaurant, in welchem man zu unserer Verwunderung Fischgerichte bestellen konnte, weil die frommen Mönche einst in den Klöstern den Fisch als ‚nicht Fleisch‘ deklariert hatten. Vom Hotel Esmeralda aus konnte man vieles zu Fuß erreichen, das Musée d’Orsay, das Picasso-Museum, die St. Chapelle und den Louvre, in dessen Hof man den Haupteingang unter eine gläserne Pyramide verlegt hatte. Natürlich war hier wiederum das Highlight die ‚Nike von Samothrake‘ an der Treppenanlage im weitläufigen Foyer. In einem Seiteneingang gab es eine Ausstellung. Was mir dort als neu und ungewöhnlich in Erinnerung blieb, waren genial gemachte Portrait-Köpfe aus gebogenem Draht von Alexander Calder, dem ich bei seinen sehr gewichtigen ‚Stabiles‘ und Mobiles aus Stahl solche Leichtigkeit nicht zugetraut hätte.

Ganz wichtig für die filmbegeisterte Barbara war ein Besuch des Canal Saint Martin, an dem das Hotel du Nord steht. Das war Drehort des gleichnamigen Films von Marcel Carnet mit der Arletty, deren Karriere offenbar damit begann. Der Kanal war auch Gegenstand für manche Literatur, beispielsweise für einen Roman von George Simenon. Für Barbara waren das auch Erinnerungen an ihre Zeit als au pair im Paris der fünfziger Jahre.

Im Kontrast zu der geballten Kultur von Paris stand anschließend eine erneute Fahrt in die ländliche Toskana. Die gute Verpflegung auf dem Camping ‚la finoria‘ war es wohl gewesen, die mich anregte, nach den guten Erfahrungen mit der Darmstädter Sezession auch 1989 mit der FH eine Zeichenexkursion dorthin zu unternehmen. Die Gefährlichkeit von Vipern war wiederum ein Thema. Nachdem auf dem Campingplatz ein Junge eine mit einem Stock erschlagen hatte, brach eine regelrechte Hysterie aus. Das ging so weit, als ich mit Steffen auf einer Wiese saß und wir zeichneten, als er plötzlich aufsprang und sagte, ihn habe etwas in den Finger gestochen. Schon saß er im Wagen und raste bergab zur nächsten Apotheke. Aber er hatte sich wohl nur an einem harten Grashalm gestochen.

Zeichnerisch war die Gegend auch diesmal ergiebig. Da gab es einen riesigen Schotter-Steinbruch in mehreren Absätzen, der schon von weitem das Ortsbild nachteilig beeinflusste. Aber es lohnte, den Strukturen der Steinschichten nachzugehen. Wichtig wurde dort für mich das Zeichnen, weil ich gleichsam automatisch auf eine zeichnerische Idee für meine Skulptur ‚Steinbruch‘ kam. Ein paar Kilometer hinter Gavorrano liegt die kleine Ortschaft ‚Caldane‘, deren

Kuben mich zu reduzierten Federzeichnungen brachte. Und ganz in der Nähe fand ich einen Marmorsteinbruch, dessen weiße und rostrote Blöcke einst für Nazi-Architektur vorgesehen waren, aber wegen des Kriegsendes nicht mehr hatten gebrochen werden können.

Regello/Loro Ciuffenna – St. Jean/Umgebung – Palazzo – Kunstgeschichte

Auf Initiative von Steffen Huth hatten wir von Regello aus zuvor mit Studenten Exkursionen zum Zeichnen der ‚Pieve‘ genannten romanischen Kirchen bei Regello gemacht.

Auch 1997 bei einer der Fahrten dorthin mit Barbara wohnten wir wieder in einem ländlichen Gästehaus, das von Wallisern unterhalten wurde. Spannend war die Fahrt nach Loro Ciuffenna, einer Ortschaft, wie viele andere zu einem Hügel hin gestaffelt und von einem reißenden Bach durchströmt. Von einer Brücke hoch darüber konnte man zwischen bizarren Felsen das tosende Gewässer beobachten. Davon habe ich auch verschiedene Blätter gezeichnet.

In der Nähe liegt die frühromanische kleine Kirche – um 1000 gegründet – Pieve di San Pietro a Gropina. Gropina ist eine kleine Ansammlung von Häusern neben der Kirche, die für uns sehr nützlich werden sollten. Wir tauchten zunächst ins Innere der Kirche ein, in ihre dämmrig mystische Atmosphäre – hervorgerufen durch originale Alabaster-Fenster. Aus dem Dämmerlicht schienen sich allmählich Kapitelle mit abenteuerlichen Tiererfindungen zu lösen. Es war ein stimmungsvoller Raum, der auch außen noch nachwirkte. Umso größer war der Schreck, der uns dann aber ereilte. Als ich unseren R 5 öffnen wollte, fand ich den Schlüssel nicht, weil er innen steckte, der Wagen hatte noch keinen elektronischen Mechanismus. Nun war guter Rat teuer. Glücklicherweise war ein Fenster einen winzigen Spalt weit offen. Deshalb bat ich einen Nachbarn in seinem Hausflur, ob er uns vielleicht ein Stück Draht geben könnte. Den habe ich dann kunstvoll verbogen mit einer kleinen Schlinge, mit der ich den Knopf zum Öffnen hochziehen konnte. Damit endete die ärgerliche Panne glücklich, und wir konnten zufrieden nach Hause fahren.

Während unserer Aufenthalte in Vieste hatten sich durch Gerhard Meerwein 1985 die ersten Zeichenexkursionen nach St Jean de Buèges angebahnt. Grund für Erich, während unserer gemeinsamen Ferienfahrt von Apulien aus diesen Ort selbst einmal kennenzulernen. Deshalb sind wir anschließend an unseren Aufenthalt in Vieste nach Südfrankreich gefahren, übernachteten in Draguignan und blieben ein paar Tage in St. Jean. Dort gab es einen Umweltverein unter Leitung von Conny Baade, wo ca. zwanzig Studenten Platz fanden und verköstigt werden konnten. Jürgen Hill, Gerhards damaliger Büro-Partner, hatte dort ein

kleines Haus, in dem Gerhard wohnte, während Steffen und ich ein Apartment mieteten. Unter diesen Voraussetzungen war es möglich, zehn Jahre lang immer wieder dorthin zu fahren. Es gab Möglichkeiten, die innerörtlichen Räume zu erfassen, die Staffelung der Häuser um den Berg mit der Burgruine und die Anbindung an den Hausberg. Für heiße Tage gab es unterhalb des Ortes Stromschnellen der Buège mit Badegumpen. Ich sehe noch Sebastian mutig vom Felsen herab ins Wasser springen.

Wie die örtliche Bevölkerung unsere Arbeit einschätzte, zeigt sich an einer Begegnung. Die Ortsgemeinde sanierte die Burg, und der Bergfried war eingerüstet – eine Situation, die mich zeichnerisch interessierte. So ging ich mit dem offenen Zeichenbrett mit der frischen Rohrfederzeichnung in die Epicérie, als mich eine Kundin ansprach, wie schade es doch sei, dass der Turm gerade eingerüstet sei.

Das Zeichnen war durchaus mit Anstrengungen verbunden. Fußmärsche bergauf über Geröllhalden und Mückenplagen waren an der Tagesordnung. Eines Tages zeigten sich an Steffens Armen merkwürdige Brandspuren, die – wie sich später herausstellte – von der Teufelskralle herrührten, die dort wuchs.

Von 1985 an wiederholten wir die Exkursionen zehn Jahre lang immer wieder mit Begeisterung. Für mich war der Hausberg von St. Jean in seinen verschiedenen Lichtsituationen immer wieder neu und spannend. Er konnte mittags im Gegenlicht als gewaltiger Koloss erscheinen. Plastisch gegliedert erschien die südliche Flanke im morgendlichen Streiflicht, während die Nordseite weniger heftig abfiel und eher in den Hang davor überging. Abgesehen von der großräumigen plastischen Struktur der Landschaft konnte man flussabwärts Stromschnellen zwischen den Badegumpen finden, an denen Bäume mit verwegenen Astgabelungen standen und Felsen, die durch das Wasser weich gewaschen waren. Zum Zeichnen schwärmte man morgens aus, in der Regel auf den Hügel gegenüber der Ortschaft – von Steffen ‚Affenhügel‘ genannt, weil dort die Zeichner wie Paviane auf den Steinen saßen. Etwas, das in den Ohren nachklingt, ist der unaufhörliche Gesang der Nachtigallen im Tal der Buèges.

St. Jean war Ausgangspunkt für lohnende Fahrten in die Umgebung. Häufiges Ziel war die Brücke aus romanischer oder ursprünglich sogar römischer Zeit über den Herault an der Ruine des ehemaligen Hospizes St. Etienne. Hier waren die Bögen

der Brücke die zeichnerische Herausforderung für die Studenten. Lohnende Baudenkmale waren die romanischen Kirchen in Nachbarorten wie St. Martin de Londres mit ihrem perfekt gerundeten Chor und die Abtei von St. Guilhem le Désert mit einer überwältigenden Lage in einem von Felsen umlagerten, schwer zugänglichen Tal. In diesem Tal, geschützt an drei Seiten durch die steilen Hänge, hatten die Zisterzienser Fisch- und Gartenkulturen angelegt. Dorthin haben wir gelegentliche Tageswanderungen von Peiguirolles, dem Nachbarort von St. Jean aus, unternommen. Dabei führte der Weg an einem hoch gelegenen Wachposten vorbei, von dessen Ruine man einen atemberaubenden Blick auf die Anlage der Abtei hatte.

Etwas weiter entfernt lag der Cirque de Mourèze mit einem Talkessel voller Steinsäulen oder noch weiter die Templer-Ansiedlung Lacourvauerade auf der Causse du Larzac. Auf dem Weg dorthin konnte man einen Abstecher zum Cirque de Navacelle machen. Der kam uns wie ein Naturwunder vor. Von der Nordseite her schaut man in einen riesigen runden Talkessel mit ringsum steil abfallenden Hängen. Mittendrin erhebt sich eine kleine Kuppe, leider wie üblich verunziert durch eine Marmorfigur der Heiligen Jungfrau. Zunächst meint man vor einem Krater zu stehen, bis man bemerkt, dass um den zentralen Hügel herum Schwemmland liegt, welches landwirtschaftlich genutzt werden konnte. Das rührt von dem mäandernden Fluss Vis, der ursprünglich um den Hügel herum einen Kreis zog, bis man den Verlauf des Flusses abschnitt und über ein Gefälle ableitete.

Die Fahrten nach St. Jean haben wir immer mit Privat-PKWs gemacht, ich mit dem großen Ford-Kombi, in dem noch vier Student(inn)en plus Gepäck Platz fanden. Unterwegs machten wir Halt für Besichtigungen, entweder Tournus, Autun oder Cluny, und auf der Rückfahrt steuerten wir den Pont du Gard an. Man konnte in den ersten Jahren auf der oberen, ca. vier Meter breiten Fläche drüber laufen. Das erforderte Mut, weil in der Mitte Abdeckplatten über dem Wassergang fehlten und dadurch die begehbare Breite sehr schmal wurde. Ich nahm dann die Studentinnen an der Hand, um ihnen Sicherheit zu geben.

Zehn Jahre lang sind wir nach St. Jean gefahren und haben am Ende die Zeichnungen Steffen Huths, Gerhard Meerweins und meine in einer Ausstellung im Mainzer Rathaus gezeigt. Das Zeichnen in St. Jean war eine sinnvolle Ergänzung der Fächer im Räumlichen Zeichnen von Steffen im ersten und

zweiten Semester und von mir im dritten und vierten. Im Sommer konnten wir im Stadtraum zeichnen – etwa in der Kapuzinergasse oder im Eisgrubweg. Im Winter waren wir im Steinsaal des Landesmuseums mit den vielen römischen Grabmonumenten, es ging dabei immer um das freie perspektivische Erfassen räumlicher Bezüge.

Unterdessen hatte sich die Raumsituation in der FH gebessert. Unser Fachbereich hatte Räume im sogenannten Palazzo in der Weißliliengasse erhalten, im Keller ein Riesengewölbe mit Oberlichtern, einen weiteren Raum für den Brennofen und ein kleineres Gewölbe, in dem Barbara ihr Wahlpflichtfach unterrichtete. Im ersten Obergeschoss war Raum zum Aktzeichnen und für Vorlesungen und ein Büro, das ich mir mit Steffen teilte und wo ich meine Arbeitskleidung ablegte. Denn der Unterricht im Tonkeller hinterließ doch Spuren an meinen Jeans. Einmal, als ich Studentinnen bat, vor der Tür zu warten, weil ich mich umziehen müsse, meinten sie, sie hätten geglaubt, ich hätte immer dieselben Hosen an. Das lässt ahnen, dass Bildhauerhosen, auch wenn sie frisch gewaschen sind, bei einem Kurzbesuch im Atelier Spuren zeigen, weil man immer etwas an den Arbeiten entdeckt, das zu korrigieren ist.

Als Mitte der neunziger Jahre die Fachbereiche für die finanzielle Selbstverwaltung zuständig waren, musste gespart werden. Dies bedeutete, dass Fächer von Lehrbeauftragten nicht länger beibehalten werden konnten. Damit endete Barbaras Unterricht und ich übernahm vier Stunden Kunstgeschichte – Vorlesung und Seminar. Dank eines intensiven Kunstgeschichtsstudiums mit Staatsexamen an der Kunstakademie war ich dazu in der Lage. Steffen übernahm die Baugeschichte. Und noch etwas änderte sich. Student(inn)en, die am Wahlpflichtfach Aktzeichnen teilnahmen, äußerten den Wunsch, Figuren aus Ton aufzubauen. Weil ich dabei den Teilnehmern den Weg des Aufbaus zeigen musste, habe ich mit gebaut und zwar so, dass ich immer ein Stück voraus war, und dabei im fortgeschrittenen Bildhaueralter noch zu sechs Torsi als Naturstudien gekommen bin.

Nach der FH – Katalog – Waldthausen - Ausstellungen

2002 war ich exakt dreißig Jahre an der FH, die sich jetzt Hochschule nennt. Zweimal hatte ich Bewerbungen an Architekturfachbereiche geschickt, die sich nachträglich als Strohmann-Verfahren erwiesen hatten. Aber es war mir recht, in Mainz zu bleiben, denn mit meinem Wohnort Saulheim und dem Ort meiner gesammelten Werke in Flonheim war ich örtlich festgelegt und hätte nicht umziehen mögen. Stattdessen kam nun eine Zeit der Neuorientierung. Da entwickelte sich die Idee, mein Lebenswerk in einem Katalog zu dokumentieren, den ich 2007 zu meinem 70sten fertig haben sollte.

Ich begann, handschriftlich die ersten Schritte meiner künstlerischen Entwicklung aufzuschreiben, ohne zunächst einen Plan zu haben, wohin die Reise gehen sollte. Ich merkte bald, dass, nachdem ich angefangen hatte, eine chronologische Abfolge nötig würde. Dabei kam mir zugute, dass ich von Anfang an alles, was ich gemacht hatte, systematisch fotografiert und die Kontaktabzüge mit Entstehungsdaten aufgelistet hatte. Glücklicherweise überzeugte mich Ursula Gutbrod, nicht mit der Mühsal des Schreibens von Hand mit Streichungen und Korrekturen fortzufahren, sondern einen Computer zu benutzen. Nun hatte ohne meine Beteiligung Sebastian mit Barbara einen Laptop gekauft und versucht, ihr die ersten Schritte beizubringen. Als nun ich – auch mit den ersten Unterweisungen durch Sebastian – mühsam mit dem Zweifingersystem begann zu tippen, war dies für Barbara der Anlass, in Zukunft die Finger von dem Gerät zu lassen.

Ein weiterer Glücksumstand war, dass ich mit Horst Bürkle einen Freund habe, der als professioneller Filmer und Fotograf schon seit Langem die Kataloge der Darmstädter Sezession gestaltet hatte. Er war bereit, mir zu helfen. Und so fuhr ich in gewissen Abständen mit einem Stapel Skripten und Fotos nach Darmstadt, aus denen Horst Texte und Bilder einander zuordnete und das Layout der Seiten besorgte. Die Fotos, die ich hatte, waren in Schwarzweiß von ausreichender Qualität, einst alle mit der Pentax aufgenommen. Aber es war klar, dass die Abbildungen als Ergänzung der Texte nur kleinformatig sein könnten. Um aber ausgesuchte Skulpturen größer, eventuell auch in Farbe zu zeigen wurde ein zweiter Band nötig und dazu ein dritter, um das zeichnerische Werk darzustellen.

Die Frage war nun, einen Verleger zu finden, und zufällig ergab sich, dass ich Herrn Reinheimer bei Horst Bürkle traf, der bereit war, die drei Bände zu drucken. Gedacht war zunächst an eine Auflage von 1000 Stück. Da aber 2000 Stück nur unwesentlich teurer waren, entschied ich mich dazu. Aber das war ein Fehler. Heute liegt immer noch eine Garage voll in Flonheim. Es hätte in Heidelberg einen Kunstverleger gegeben, der bei 1000 Exemplaren so viel gekostet haben würde, wie meine 2000. Er hätte allerdings im Gegensatz zu Reinheimer auch Messen besucht. Hier habe ich eine Chance vertan.

Geplant war, den Katalog zu veröffentlichen bei der Eröffnung meiner Ausstellung zum 70sten Geburtstag im Schloss Waldthausen, der Akademie des Spar- und Giroverbandes. Die Zeit bis dahin wurde allerdings knapp, so dass wir nicht mehr dazu kamen, ein Inhaltsverzeichnis einzufügen. Die Ausstellung kam zustande durch die Fürsprache von Dr. Orth und seine Verbindungen zur Landesbank, in deren Vorstand er gewesen war. Es war seit Langem die umfangreichste und meine schönste Ausstellung. Das ganze Areal rund um das Gebäude, und innen der Hauptraum mit Empore war belegt.

Die lange Einfahrt war an beiden Seiten mit meinen großen Bronzen bestellt, und nicht nur das, ich habe gewagt auch Terrakotten aufzustellen, sogar die fragile und aus Teilen zusammen gefügte ‚Bundestrilogie‘. Zum Empfang stand am Anfang der ‚Legionär‘ und den Eingang zum Gebäude markierten die ‚Filstorsi‘ und der ‚Steinbruch‘. Selbst seitlich des Gebäudes war Platz für die ‚Wartezeit‘ und den ausgedehnt liegenden ‚Römerschatten‘. Die kompetente Laudatio zur Eröffnung hielt von Borries, damals Vorsitzender des BBK RLP. Im Foyer gegenüber des Informations-Tresens hatte ich auf Sockeln sechs Bronzen aufgereiht, von denen eine nach der Eröffnung gestohlen wurde. Der neu vorgestellte Katalog wurde gewürdigt, aber die Zahl der verkauften Exemplare entsprach nicht den Erwartungen.

Für den Transport der Bronzen hatte wieder die Firma Linnebacher gesorgt, deren Mitglieder mit dem Kranlastwagen die Skulpturen auf den Zentimeter genau zu postieren wussten. Schon in der Orangerie in Schwetzingen hatten sie ihre Fahrkunst bewiesen, als sie rückwärts mit dem Kranwagen knapp unter dem Einfahrtsbogen durch die enge Einfahrt in den hinteren Ausstellungsraum hineinfuhren und die Skulpturen in der Reihenfolge ihrer Aufstellung abluden. Anschließend luden sie die Arbeiten vom Hänger um auf den Motorwagen, um

sie analog im Raum zu platzieren. Sie hatten schon das erste Mal 1998 für die Ausstellung im Herrenhof gesorgt, später die Skulpturen-Allee in Zweibrücken und den Skulpturenweg in Weikersheim aufgebaut.

Vor dem Rücktransport der Skulpturen hatte die Sparkassen-Akademie einen Guss der Vordenkersäule angekauft, die im Bereich des Verwaltungsgebäudes aufgestellt wurde. Im selben Jahr 2007 erfolgte der Ankauf von ‚Anonymität und Individuum‘ durch die Volksbank in Speyer aus der Ausstellung ‚Medaillen und Skulpturen‘, die Dr. Albert vermittelt hatte.

Auch wenn die Ausstellung in Waldthausen ein Höhepunkt war, so liegt sie doch in einer Reihe mit auch wichtigen Ereignissen. Zuvor schon war im Gebäude der SAP ‚Palatin‘ in Wiesloch eine repräsentative Werkschau wie auch im Burggrafiat in Alzey und danach in der ‚Galerie Skulptur‘ in Bamberg. Und es wurden Werke im öffentlichen Raum aufgestellt: der Ausrufer – genannt ‚Schellenmann‘ – in Birkenfeld, die ‚Wolke‘ in Bad Dürkheim, der Mozart-Brunnen in Kirchheimbolanden – auch verbunden mit einer Ausstellung in der Kunstedition Waldherr.

Erneute Fahrten nach Giglio - Irsee

Es dürfte 1983 gewesen sein, dass wir nach einer Fahrt nach Vieste noch einmal für zwei Wochen das Gast-Appartement der Villa Massimo bewohnen konnten, um die Rom-Eindrücke zu festigen. Bei der Gelegenheit wollten wir Pietro und Anna in Cerveteri besuchen, von denen wir aber keine Telefonnummer hatten. Aber als wir hinkamen, war die Tür verschlossen. Da wurde uns klar, dass sie auf Giglio sein mussten. Also machten wir uns an einem schönen Sonntagmorgen auf nach Porto Santo Stefano und fanden einen Parkplatz, um zu Fuß auf das Schiff zu kommen. Aber wie groß war unser Erstaunen, dass wir keine Schiffskarten mehr bekamen. Und tatsächlich, man sah eine gedrängte Menschenmenge auf der Fähre. Da sagten wir uns ‚Giglio ade!‘ Bei solchen Touristenströmen muss sich die Insel von damals zum Schlechteren verändert haben. Deshalb fuhren wir in die Ferien weiterhin trotz der größeren Entfernung nach Vieste.

Schließlich aber erfuhren wir von Bernd Altenstein, dass er gerade mit seiner Familie einen Giglio-Aufenthalt erlebt hatte – eingedenk meiner früheren begeisterten Erzählungen – und dass die Anzahl von Touristen außer an Wochenenden ganz normal sei. Das ermutigte uns, die Verbindung per Post mit Adone, dem einstigen Gärtner von Pampiglione, aufzunehmen und zu fragen, ob er uns ein Quartier besorgen könne. Und er konnte.

Er vermittelte uns ein Häuschen mit einem Raum von ca. 16 Quadratmetern in unmittelbarer Nähe des Strandes von Campese. Schräg gegenüber von unserem Häuschen hatte Adone sein Anwesen mit von Bäumen bestandener Einfahrt, das er mit seiner Großfamilie bewohnte. Unmittelbar daneben hatte sich eine deutsche Tauchschule aus Tübingen angesiedelt. In unserem Haus war es sehr warm, weil die Sonne unbarmherzig auf das Flachdach schien. Hier wohnten wir mit Sebastian den Urlaub über und erneuerten die Freundschaft mit Pietro und Anna. Pietro hatte inzwischen ein Boot mit Außenbordmotor angeschafft, in dem er mit uns eine Inselrundfahrt machte. Dies gab mir die Möglichkeit auch unterwegs zu zeichnen. Eine Ansicht, zu der man über Land nicht kam, war der lange Felssporn, an dessen Ende der Felsturm, genannt Faraglione, steht. Ansonsten war ich – während Barbara am Strand lag – mit Sebastian unterwegs, um Ansichten vom Castello mit Feder und Tusche zu zeichnen. Sebastian war es

auch, der mir vorschlug, ich könne mir doch einmal einen Bart wachsen lassen. Seither trage ich den Schnauzbart.

Nach diesem ersten Wiedersehen mit Giglio führte unsere Fahrt zurück nach Deutschland zunächst ins Allgäu, wo ich im Kloster Irsee im Rahmen des Schwäbischen Kunstsommers für einen Kurs vorgesehen war. Die Leitung der Veranstaltung war sehr großzügig, so dass Barbara und Sebastian hier mit wohnen und verköstigt werden konnten. Während Barbara als Gast in den Literaturkurs hineinhörte, hospitierte Sebastian im Kurs bei dem Grafiker Friedrich Meckseper, den er zu dessen Missfallen portraitierte. Ich selbst hatte mich zu einem Portraitkurs verleiten lassen, dummerweise mit der alten Modelliertechnik, die eine Gipsform erforderte, was dazu führte, dass ich dabei helfend in hohem Maße beteiligt war. Wenigstens war die Ausstellung der Kursteilnehmer am Ende der Woche erfolgreich.

Beim 2. Schwäbischen Kunstsommer gab ich das Thema Hohlaufbauen aus, zu dem sich auch Horst Bürkle angemeldet hatte. Teilgenommen hat auch der Schweizer Beat Künzler, ein rechter Naturbursche, der barfuß lief, auch im Wald auf matschigen mit Kies bestreuten Wegen. Eine Sonderstellung unter den ‚Meistern‘ wurde mir eingeräumt. Michael Kochs als Organisator hatte mich gebeten, in dem geräumigen Treppenhaus eine Ausstellung meiner Skulpturen einzurichten. Da ich meinen ‚Granada‘-Kombi und den Anhänger füllen konnte, hatte auch die Terrakotta-Version des ‚Mensch mit Schirm und Schild‘ Platz. Die Ausstellung fand Beachtung, so sehr, dass Bernhard Heisig, der einen Malkurs leitete, mir das ‚Du‘ anbot. Als ich später mit Barbara ihn einmal, in seinem ostdeutschen Dorf besuchen wollte, war er leider telefonisch unauffindbar.

Aufbau Brunnen für Niederrad – Verlust des Eherings

Dass inzwischen die Atelierarbeit neben der intensiven Hochschultätigkeit weiter ging, war der Normalzustand. Eine gravierende Änderung vollzog sich freilich in Flonheim. Nachdem ich seit 1982 im Provisorium des ehemaligen Stalles gearbeitet hatte, konnten wir 1990 an einen Umbau gehen. Ich hatte ein Jahrzehnt von Aufträgen erlebt, deren Erlöse uns die Finanzierung erlaubten. Nach den landschaftlichen Anlagen, wie dem Gauklerbrunnen in Dortmund und „Gespräch zwischen den Blöcken“ in Braunschweig, folgten der ‚Früchtebrunnen‘ in Landau, „Kopf und Hand“ in Iserlohn, „Auftauchen“ in Wilhelmshaven, der „Mann vom Castrum“ in Mainz, „Mensch im Kreis“ in Ludwigshafen, die „Matthäusbrücke“ in Münster-Toppheide im Hof des Bundesbildungszentrum und Ankäufe.

Wir konnten also den jämmerlichen Zustand beenden, dass ich unter dem offenen Eternitdach in einem kalten Raum arbeitete, in dem lediglich ein alter Waschkessel stand, dessen Feuer das Wasser erwärmte, mit dem ich gipsen und mir die Finger wärmen konnte. Die Nachbarn gaben ihre Einwilligung, die Giebel zu erhöhen, obwohl das Gebäude an zwei Seiten auf der Grundstücksgrenze steht. Damit entstand ein hoher heller Innenraum. Er war noch dabei verputzt zu werden, als wir ihn schon benutzten. Wir hatten durch den Hof Leitungen für eine Gebläseheizung gelegt und nach Plänen des Kollegen Gerhard Meerwein auch das Wohnhaus renoviert.

Noch ehe das Ateliergebäude vollendet war, begann ich, davor im Hof ein großes Holzgerüst zu bauen, welches der Kern einer fünf Meter hohen Brunnenskulptur mit dem Titel „Fruchtentfaltung“ vor dem Tagungsgebäude der Hertie-Stiftung in Frankfurt Niederrad werden sollte. Den Auftrag hatte mir Dr. Rehmann vom Vorstand der Stiftung vermittelt. Bei dem Gerüst half mir der angehende Bildhauer Sebastian Schweikert, dem ich bei Bernd Altenstein in Bremen einen Studienplatz vermittelte, wo er im Winter studierte, und er bekam außerdem bei Hrdlicka in Wien die Gelegenheit, bei ihm im Sommer Stein zu hauen.

Mit ihm zusammen gelang es, das schwere Konstrukt durch die große Toröffnung in den Raum zu ziehen und aufzurichten. Dann begann die eigentliche Arbeit, Gips getränkte Jutebahnen über die Dachlatten zu hängen und mit Holzwolle-Gips zu überlagern und durch Abhacken und erneutes Ergänzen die

Modellierung voranzutreiben. Auf diese Weise gab es viel Abfall am Boden, aber auch auf einem an der Wand stehenden Tisch. Auf dem hatte ich auf einem kleinen Kasten meinen Ehering abgelegt, um ihn zu schonen. Als ich Sebastian bat, den Tisch einmal abzuräumen, hat er offenbar nur den Unrat gesehen. Auf diese Weise verschwand der Ring im Abfall auf Nimmerwiedersehen.

Der obere Teil der Skulptur besteht aus einer gegliederten Kugel aus deren Spalten Wasser quillt. Beim Aufbau ihres Hohlraums hatte ich seitlich eine Öffnung gelassen, durch die ich ein- und aussteigen und die Form weiter bearbeiten konnte. Durch das ständige Knien in feuchtem Gips, bekam ich Schleimbeutelentzündungen an beiden Knien und musste pausieren. Der Aufbau zog sich in die Länge, bis die Form gussfertig war. Da kam schließlich der Gießer Schmäke mit zwei Leuten, die den oberen Teil durchsägten, der mittels eines Hakens am Firstbalken hochgezogen werden konnte.

Erst im Sommer 1992 war der Brunnen installiert und das Wasser funktionierte in zwei Phasen – einmal mir vollem Wasserfall und abwechselnd mit reduziertem. Auch die am Rande der Brunnenplatte postierten Kerne entließen ihren Wasserstrahl. Die Einweihung war ein großes Fest. Man hatte als Rednerin die Journalistin und internationale Korrespondentin Gabriele Krone-Schmalz eingeladen. Die „Fruchtentfaltung“ ist neben dem vorderen Brückenteil in Münster meine größte zusammenhängende Einzel-Skulptur.

Epoche Giglio

Nach dem ersten Giglio-Aufenthalt 1989 sollten weitere folgen. Zunächst hatten wir im folgenden Jahr von einer Chinesin, die in der Welternährungsorganisation der UNO arbeitete, ein großes und geräumiges Dach-Appartement gemietet, aus dessen Dachluke heraus Sebastian ein geniales Bild von Dachziegeln malte. Ich selbst habe, wenn ich schon im Innern des Castello wohnte, auch innerörtliche Räume wie Treppenaufgänge zu erfassen versucht, ein Thema, dem ich mich schon 1962, ohne damit zufrieden zu sein, gewidmet hatte. Besonders aber fesselte mich eine von Wänden umstandene Plattform, in der ich mehrere Tage lang auf dem Boden kniete und eine Serie ‚Wandbilder‘ farbig zeichnete.

Durch unseren Aufenthalt entwickelten sich Bekanntschaften auf Giglio, wie die mit der Österreicherin Eva, verheiratet mit dem Gigliesen Danei. Durch sie bekamen wir im oberen Teil des Castello, nahe an der Umfassungsmauer ein Appartement aus einem ehemaligen Eselstall – unten Küche und Wohnraum – oben Schlafabteil. Dort konnten wir immer auf Terminabsprache hin jedes Jahr wohnen. Das Gute an der Wohnlage war, dass wir zum Strand einen Höhenunterschied von 400 Metern überwinden mussten, den wir zu Fuß über einen Eselpfad abstiegen. Dabei kamen wir an wildem Fenchel am Wegesrand vorbei, dessen Samen zusammen mit Spaghetti ein wohlschmeckendes Gericht abgaben. Bergauf ging ich auch zu Fuß, immer mit der aus der Bucht reflektierten Sonne im Rücken, während Barbara, die nicht gern schwitzte, lieber den Bus nahm. Er war vor jeder Kurve mit lauten Hupen zu hören. Wenn ich mich auf dem Heimweg umdrehte, hatte ich einen weiten Blick über die Bucht von Campese und die Halbinsel ‚Franco‘, und am Horizont stand in 40 km Entfernung wie eine Büste ohne Kopf, gut erkennbar über der glitzernden See, Monte Christo.

1992 setzte ich die Serie innerörtlicher Ansichten von Giglio fort, diesmal mit Betonung der flächigen Schatten, die man als abstrakte Kompositionen wahrnehmen konnte. Genau so, aber interessierten mich die Schattenverläufe an durchlöchernten Felsbrocken in der Bucht Sparavieri, die allerdings der Mittagssonne schutzlos ausgeliefert war und Schatten nur neben Felsabsätzen gab.

Jahr für Jahr waren neue ergiebige Orte für zeichnerische Themen zu finden. Manchmal bin ich frühmorgens – während Barbara noch schlief – aus dem Haus durch das Castello abwärts gegangen, den mit Pinien bestandenen Gegenhang hinauf, um oben heraus ins Freie zu kommen, mit dem Blick nach Osten zum Monte Argentario. Hier war es vor allem ein gespaltener Fels von stark plastischer Wirkung und Felsballungen, die sich wie galoppierende Tiere dynamisch schichteten, die mich immer wieder gestalterisch anspornten.

1997 entstand eine farbige Serie in der Gegend um den Faraglione und in der Bucht Sparavieri. Während Barbara am Strand unter dem Sonnenschirm las, verließ ich den Schutz vor der Sonne und stieg auf die Reihe der Felsen die zum Faraglione führten und einen Blick von oben auf ihn zuließen. Ich musste mich durch Macchia-Sträucher hindurch kämpfen. Dabei nahm ich zerkratze Arme und Beine und die Mückenplage in Kauf. Immer dabei hatte ich die Umhängetasche mit Zeichengerät, Feder, Tusche und Wasservorrat, Tempera und Fixativ und unter dem Arm das Zeichenbrett mit aufgespannten Blättern und den Pastellkasten. Man kann schon sagen, die Ergebnisse waren schweißgesättigt, auch wenn ich es im Schaffensrausch kaum bemerkte.

Im selben Jahr entstanden Blätter an Sparavieri, an denen man die Glut der Felsen in der Mittagssonne und des Nachmittags nachvollziehen kann. Aber hier hatte ich den Vorzug, dass ich jederzeit ins klare Wasser springen konnte, um für Erfrischung zu sorgen. Um zu Sparavieri zu gelangen, musste man den Wagen an der Straße stehen lassen und mit dem ganzen Zeichengepäck samt Picknick über Stock und Stein springen. Dem ganz entgegen gesetzt gibt es ebenfalls eine anregende Zeichensituation. Eine halbe Stunde zu Fuß von Campese liegt die Bucht von Allume, die von geradezu zerfetzten Felsen umgeben ist und stellenweise giftig gelbe Schwefelablagerungen aufweist. Hier gelangen mir zwei Blätter zu verschiedenen Tageszeiten, das eine mit einer Felswand im hellen Morgenlicht, das andere massiv und dunkel im Gegenlicht.

Es war das Jahr, in dem Sebastian mit seiner Freundin Yasmin auf dem Zeltplatz kampierte. Da haben wir beide uns verabredet, einmal das Südende der Insel, das Capel Rosso, aufzusuchen. Dazu konnte man ein Stück weit den staubigen Weg befahren, musste dann aber von der Höhe bis auf das Meeresniveau herab steigen. Von hier unten konnte man eine weite Strecke der westlichen Steilküste der Insel überblicken, deren teils amorphe Felsbildungen wie wildes Geschlinge

wirkten. Hier entstand die Zeichnung des lagernden Felsen, gleich einem Kissen als das Landende vor der Weite des Meeres.

Als wir bei einer erneuten Ankunft 1999 mit dem Wagen vom Porto an der Ostseite nach oben fuhren und über den Sattel am Faro Giglio zur westlichen Seite überwechselten, erschrakten wir vor der schwarzbraun verbrannten Wüste, die sich unterhalb vom Castello auftat. So abgebrannt hatte ich die Insel noch nicht erlebt. Aber die starken Kontraste die dadurch die Gegenstände hart zeichneten, veranlassten mich zur Serie ‚Isola bruciata‘. Das waren Steinbrocken, die zwischen verbranntem Strauchgerippe nackt ihre Monumentalität offenbarten. Da waren rußgeschwärzte Steine, zwischen denen Geäste mit rot verbranntem Laub eine frische Farbigkeit vortäuschten. Neben der Mulattiera am Weg zum Strand war die einzelne kräftige Pinie von unten her angebrannt, aber sie hat das Feuer überstanden. Gleichsam als Abgesang entstanden in dem Sommer eine Reihe von kleinen Farbskizzen der Felsen mit hart gezeichneten Schatten an Sparavieri.

Es war wohl das Jahr, in dem wir mit Pietro und Anna zum letzten Mal zusammen waren. Anna hatte den Kirchenchor geleitet, in dem ich auch mal mitgesungen habe. Und Pietro hatte eine Theatergruppe aufgebaut, die ein Stück von Plautus spielte, das – soweit ich mich erinnere – ‚Rape e fagioli‘ hieß. Aber Die beiden mussten wegen Pietros Krebsleiden die Insel verlassen, um sich in Turin einer besseren ärztlichen Versorgung anzuvertrauen. Damit fehlte uns eine freundschaftliche Adresse. Es dauerte nicht lange, bis wir die Nachricht von seinem Tode erhielten. Unser Vermieter brauchte nun auch sein Appartement selber.

2001 unternahmen wir noch einen Versuch, eine andere Bleibe zu finden. Aber sie war unten mitten in Campese gelegen, ohne Auslauf und ohne Möglichkeit, meine Malsachen auszubreiten. So mussten wir von der Insel Abschied nehmen, und eine Epoche unvergesslicher Erlebnisse war beendet.

Fahrten nach Rügen – Thüringer Wald – Dessau – Bodetal

Parallel zu den Sommerfahrten nach Italien nutzten wir nach der Grenzöffnung zum Osten hin seit 1991 Fahrten in diesen für uns lange verschlossenen Teil Deutschlands. Barbara und ich hatten beide durch unsere Abstammung – sie aus Dessau, ich aus Lauban – eine gewisse Affinität dorthin. So packten wir in den großen Ford Granada Kombi unsere Fahrräder und starteten 1991 in Richtung Rügen.

Der erste Höhepunkt war das fünfeckige Schloss Schwerin auf einer Insel gelegen, das mit seinen vielen Türmen eher zu fürstlicher Pracht der Vergangenheit zu passen schien, jetzt aber Sitz des Mecklenburg-Pommerschen Landtags ist. Auf dem weiteren Weg passierten wir Güstrow, um in der Kirche Barlachs ‚Schwebenden Engel‘ zu sehen. Er ist wohl von ihm als Ehrenmal gedacht, schwankt aber in seiner Klotzhaftigkeit zwischen Trauer und Komik, weil hier das Klischee des abstrakten Phantasiebildes ‚Engel‘ in schwer an Ketten aufgehängte Dinglichkeit verwandelt wird. Die Skulpturen in seinem Museum zeigen trotz der Volumen seiner Figuren an der Oberfläche stark grafische Spuren.

Ehe wir über den Damm nach Rügen hinüber fahren, machten wir Halt in Stralsund und gingen durch die Stadt. Wir waren entsetzt, wie im Zentrum Dächer von Fachwerkhäusern regelrecht zusammengebrochen waren und das Gebälk in die Luft ragte. Wir konnten uns nicht recht vorstellen, wie der gewaltige klaffende Riss, der die monumentale Fassade von St. Nikolai senkrecht durchzog, je wieder repariert werden könnte. Aber nach zwanzig Jahren war nichts mehr davon zu bemerken.

Wir hatten ein Quartier in Lohme am Nordrand der Insel gebucht. Die Vermieterin hatte sogleich den Geist der Zeit erkannt und in den Ausbau ihres Hauses für Gäste investiert – wohl um jetzt vermutlich ihre politische Vergangenheit hinter sich zu lassen. Von dort starteten wir viele Fahrradtouren, wobei die alten mit Großpflaster ausgestatteten Straßen einen ordentlich durchrüttelten. Schwieriger als gedacht war es, Badestrände zu finden, weil es zu der Zeit noch keine Kläranlagen gab. Fündig wurden wir schließlich an der Schaabe, jenem schmalen Landstreifen zwischen Glowe und Breege – weit genug entfernt von Ortschaften. Dort war ein Nacktbadestrand, der uns

veranlasste mitzutun. Es gab kleine viereckige Gestelle, an denen man seine Handtücher aufhängen konnte und damit einen Windschutz bekam. Ausgerechnet an einem heißen Tag waren wir unterwegs, um eines der Steinfelder in der Nähe von Sassnitz zu besichtigen. Der Weg führte in den Wald und ging durch so tiefen Sand, dass es unmöglich war zu fahren. Aber das war ein Vergnügen für die Mücken, die in Scharen über uns her fielen. Wir waren wehrlos, weil wir die Räder mit beiden Händen schieben mussten.

Eine unserer Fahrten führte zu der südlich gelegenen Halbinsel Mönchgut, wo wir ein Restaurant fanden mit Blick auf die Insel Vilm, die den DDR-Größen vorbehalten gewesen und jetzt Naturschutzgebiet war. In der Gaststätte bekam man ein gutes Fischgericht und zu unserer Überraschung eine Flasche Riesling Spätlese trocken aus Bingen-Büdesheim. Dass die meisten anderen Restaurantbesitzer noch unwissend waren und von Wein-Vertretern falsch beraten und betrogen wurden, merkten wir in einem Restaurant oberhalb des Sassnitzer Hafens. Hier gab es eine Weinkarte mit Ortschaften aus der Pfalz, die als Rheingauer deklariert waren. Und auf die Frage, ob der bestellte Wein auch trocken sei – ja! Den habe sie gestern selbst probiert, er schmecke sehr gut. Aber er war kaum trinkbar.

Schon damals gab es die Störtebecker-Aufführungen in einem Freilufttheater in Putbus. Eine Bekanntschaft machten wir mit dem Maler Bartel, von dem wir eine locker gemalte Boddenlandschaft kauften. Wir luden ihn ein, uns einmal zu besuchen. Aber er ging nicht darauf ein, war wohl zu sehr mit Ressentiment beladen. Die Stimmung gegen Westdeutsche war schon wegen des Vorgehens der Treuhand verständlicherweise recht getrübt.

Von Lohme war es nicht weit, im Naturpark Jasmund spazieren zu gehen. Man durchschritt weitläufige Hallen von Buchen auf dem Weg zum Königsstuhl, dem höchsten Punkt der Kreidefelsen. Die durch Casper David Friedrich berühmt gewordenen Wissower Klinken liegen südlich davon, mehr in der Nähe von Sassnitz. Wenn man jedoch mit Friedrichs Bild vor Augen die Wirklichkeit sieht, möchte man meinen, im Bild seien die splitterig spitzen Zacken romantisch überhöht oder wie spätere Forscher nach mehreren Abbrüchen meinen, er habe die kleine Stubbenkammer gemalt. Grundsätzlich kann die weiche Kreide bestenfalls im Augenblick eines Abbruchs so harte Formen aufweisen, die dann durch Erosion bald aufgeweicht sind. Beachtlich sind die unzähligen Flintsteine,

die mitten in den Kreidewänden stecken und durch Regen herausgewaschen werden, herunter fallen und sich am Fuße der Felsen ansammeln. Es ist mittlerweile untersagt, wegen ständig drohender Abbrüche dort entlang zu gehen. Allerdings konnte ich es nicht lassen, unmittelbar bei Lohme einen schönen eiförmig gewaschenen Granitkiesel zu ergreifen und ihn auf der Schulter den steilen Hang hinaufzutragen. Er hat bis heute im Saulheimer Hof überdauert.

Ein Muss war natürlich auch ein Besuch der Insel Hiddensee, die als schmale Spange im Westen von Rügen liegt. Die Fahrräder blieben im Quartier, weil man drüben welche mieten kann. Ich glaube sogar, dass mitgebrachte Räder unerwünscht sind. Ohnehin ist der bergige Nordteil der Insel – etwa hinauf zum Leuchtturm – schlecht befahrbar. Ein wesentlicher Grund für den Inselbesuch war die Neugier auf das Haus Gerhart Hauptmanns, das er in seinen letzten Lebensjahren bewohnt hat, und in dem Literaturbegeisterte sicherlich auf ihre Kosten kommen. Der Andenken-Handel hielt sich in Grenzen, stattdessen gab es süßen Sanddorn-Likör.

In vielen Badeorten wie Sellin, Binz oder Sassnitz war die ehemalige Badearchitektur – wenn auch reparaturbedürftig – noch zu erkennen. Zwischen Binz und Sassnitz hatten sich in das zerfallende Bild ehemaliger Herrlichkeit zwei Orte wie Fremdkörper geschoben. Mukran als riesiger Fährhafen, von der DDR als Öffnung nach Osten gedacht, - einen Besuch in die Vergangenheit bedeutete das zu Binz gehörige Prora, die gigantische Ruine der Vermessenheit der Nazis. Der Komplex – ursprünglich 4,5 Km lang – misst immer noch 4 Km, nachdem man begonnen hatte, einen Teil zu sprengen. Ursprünglich sollten 20000 Badegäste zugleich organisiert Urlaub machen können. Aber der Kriegsbeginn machte dem Ansinnen einen Strich durch die Rechnung. Inzwischen werden Teilblöcke zu Eigentumswohnungen saniert und verkauft. Daran war bei unserem Besuch noch nicht zu denken.

Nach diesem Anfang der Reisen in die ostdeutschen Regionen sollte die nächste zu Barbaras Geburtsstadt Dessau gehen. Dabei wollten wir zunächst den Thüringer Wald kennen lernen und fanden Unterkunft für drei Tage am Südrand in Bad Liebenstein bei einem Schreiner. Von dort machten wir eine Wanderung auf den Großen Inselsberg, der aber nur etwas mehr als 900 m hoch ist. Dennoch waren die letzten Meter bis zum Gipfel ziemlich steil und der Turm war für

Touristen noch nicht geöffnet. Bei einem unserer Streifzüge durch den Wald trafen wir auf einen Gedenkstein, der uns mitteilte, dass hier Luther nach dem Reichstag in Worms vom Thüringer Herzog in ‚Schutzhaft‘ genommen und auf die Wartburg in Sicherheit gebracht wurde. Eine Stadt, die auch in die Zeit der Reformation führte, ist Schmalkalden, nach der der Bund evangelischer Fürsten gegen den Kaiser benannt ist, der aber wegen interner Streitigkeiten von ihm besiegt wurde. Wegen dieser Historie sind wir dorthin gefahren, haben aber in der Stadt nichts davon bemerkt, sondern wurden von einem Mann angesprochen, ob wir alte Möbel auf dem Speicher hätten. Das muss auch so ein westdeutscher Glücksritter gewesen sein, der uns für Eingeborene hielt.

Um einen weiteren Eindruck des Waldgebirges zu bekommen, sind wir nach Tambach-Dietharz am Nordrand weitergefahren. Hier fanden wir ein in ein Hotel verwandeltes ehemaliges FDGB-Ferienheim und bekamen ein Zimmer in ‚Gelsenkirchener Barock‘, aber alles aus stinkender Plaste, wie der DDR-Ausdruck dazu hieß. Immerhin konnte man zum Essen im Freien sitzen, und das war recht gut. Von hier aus hatten wir eine Wanderung zum Rennsteig geplant. Als wir losgingen, war es gut, dass wir die Regenschirme dabei hatten. Denn es begann bald zu regnen und hörte nicht mehr auf. Nachdem wir den Rennsteig erreicht hatten, folgten wir ihm eine beträchtliche Strecke, bis wir im Bogen wieder herab gingen. Dabei kehrten wir in einer Ortschaft ein, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere. Wir saßen zum Essen in einer kleinen Gaststube, deren Fensterscheiben wegen des Temperaturunterschieds förmlich triefen, während draußen der Regen prasselte. Wir waren an dem Tag zwanzig Kilometer gelaufen.

Auf der Weiterfahrt machten wir Station in Gotha, um einen Blick auf das barocke Schloss Friedenstein zu werfen, dessen monumentale, breit gelagerte Türme man von der Autobahn sehen kann. Wir verzichteten aber auf die umfangreichen Sammlungen im Inneren, um nach Naumburg zu kommen. Denn nachdem wir den hoch geschätzten ‚Kopf mit der Binde‘ des Naumburger Meisters in Mainz im Dommuseum haben, wollten wir sein Hauptwerk kennenlernen. Dabei ist es kaum möglich, bei einem Besuch im Dom die Fülle der Skulpturen zu erfassen, die es wert wären, alle im Einzelnen gewürdigt zu werden. Aber es befriedigte uns, die berühmten Stifterfiguren im Original zu

sehen – wahre Wunderwerke realistischer und zugleich bildhauerischer Klarheit – schon zu Zeit der Hochromantik.

Ziel der Reise war allerdings Dessau, wo wir Spuren von Barbaras Kindheit aufsuchen wollten. Schon bei der Einfahrt in die Stadt kamen wir am Friedhof vorbei, wo für die frühen Bombenopfer eine eigene Abteilung eingerichtet war. Dort fanden wir auch die Platten ihrer Mutter Lore und ihres Vaters Peter Hesselbach und des zwei Wochen alten Bruders. Neben dem Friedhof in der Gärtnerei besorgten wir zwei Blumensträuße, die wir auf die Gräber legten. Als Unterkunft fanden wir das Hotel ‚Zu den sieben Säulen‘ dessen Lage gegenüber der Meisterhäuser des Bauhauses günstig für uns war. Schließlich hatte Barbara über ihre Mutter als ehemaliger Studentin eine gewisse Affinität dahin. Der erste Weg jedoch führte zur Ruine ihres Geburtshauses, eines Teils des Doppelhauses, dessen anderer Teil stehen geblieben war. Das kleine Haus lag in einer Siedlung in der Nähe der Junkers -Werke, wo Peter Hesselbach Flugzeugingenieur und Versuchspilot gewesen war. Den kleinen Garten hatte ein Rentner von der Stadt gepachtet und betreut. Natürlich haben wir auch das Bauhaus besucht, das zu jener Zeit nicht mehr als Hochschule diente, sondern als Sitz der Stiftung Bauhaus. Barbara hatte in der Verwaltung nach ihrer Mutter geforscht, und es gab eine Frau, die speziell nach weiblichen Mitgliedern des Bauhauses forschte. Sie stieß auch auf Lore Hesselbach, und von da an gehörte Barbara zum Umkreis der Bauhausstudenten ‚zweiter Generation‘. Ehe wir Dessau wieder verließen, fuhren wir zu einem kleinen Weiher vor den Toren der Stadt, der in Barbaras Kindheit ‚die blaue Adria‘ hieß. Sie hatte noch lebendige Erinnerungen daran, wie sie häufig mit ihrem Vater auf dem Rad dorthin zum Baden gefahren war.

Von Dessau aus war der Ostharz unser Ziel. Allerdings machten wir einen Umweg über Halberstadt. Der Dom dort war im Krieg sehr zerstört worden und immer noch in ruinösem Zustand, so dass wir gern nach Quedlinburg weiterfahren. Den monumentalen romanischen Dom hatten die Nazis für ihre Zwecke missbraucht, indem sie sich im Inneren eine Weihestätte eingerichtet hatten – bis auf diesen Schönheitsfehler immer noch ein bedeutendes Gebäude. Überraschend war, dass wir im Stadtkern zwischen den original erhaltenen Fachwerkhäusern an einem unscheinbaren Hauseingang einen Hinweis auf Feininger fanden, von dem es im Innern eine umfangreiche Sammlung gab.

Am Eingang zum Bodetal fanden wir, über einen Waldweg erreichbar, ein Hotel, von dem aus wir am nächsten Tag eine Wanderung durch die Schlucht unternahmen. Dabei kamen wir am sagenhaften Hexentanzplatz vorbei und fanden auch die Rosstrappe, die beide in der Gegend als touristische Höhepunkte gelten. Von Thale aus starteten wir am nächsten Tag den Weg nach Hause mit einem Halt in Wernigerode an seinem merkwürdigen Rathaus und dem hoch gelegenen Schloss, das wir aber nur von unten gesehen haben. Dann ging die Fahrt quer durch den Harz nach Herzberg, die wir bei Ruth und Hellmut beendeten.

Sechs Städte Bund

Sechs Handelsstädte in der Oberlausitz bildeten im Mittelalter einen Verteidigungsbund, gleichsam einer kleinen Hanse. Die Städte schützten sich vor den Überfällen der Hussiten, die aus Rache für den Tod von Jan Huss plündernd und mordend durch das Land zogen. In meiner Kindheit wurde der monumentale Brüderturm auch Hussitenturm genannt. Die Städte des Bundes sind Görlitz, Bautzen, Kamenz, Löbau, Zittau und Lauban, das als einzige Stadt jenseits der Oder-Neiße-Linie, also im heutigen Polen liegt. Die jetzt im Bundesgebiet liegenden Städte wollten wir kennenlernen, denn sie waren für mich die erweiterte heimatliche Region. Bautzen überrascht mit seinen festungsartigen Bauten – mit Felsen verwachsen – und seiner monumentalen Stadtmauer, sowie den kolossalen Türmen, schon am Eingang mit dem zylindrischen Turm der ‚Alten Wasserkunst‘. Die Altstadt wirkt geräumig durch den Platz vor dem hochgotischen Petri Dom.

Demgegenüber hat Kamenz – außer dass Lessing hierher stammt – keinen so nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Das im Gedächtnis bleibende Bild ist das knallrote Rathaus, in dessen Nähe wir gesessen haben, um etwas zu trinken. Erst als wir ein Stück weit gefahren waren, bemerkte ich, dass ich meine Jeansjacke mit allen Papieren auf einer Stuhllehne hatte hängen lassen. Also kehrten wir schnell um – sie hing noch da.

Durch Görlitz waren wir gekommen, als wir 1987 zu einer Ausstellungseröffnung in Krakau fuhren. Damals – noch zu DDR-Zeiten – führte die Transitroute durch Außenbezirke mit Wilhelminischer Bebauung, alles Grau in Grau. Jetzt in den neunziger Jahren war man mitten in der Restaurierung. Aber man konnte schon sehen, dass die Stadt aus architektonischen Kostbarkeiten von Gotik, Renaissance und Barock besteht. Vom Balkon eines Barock-Palais hat Napoleon eine seiner Reden an sein Militär gehalten. Am südwestlichen Stadtrand liegt eine vulkanische Erhebung – gut 400 Meter hoch – die Landeskronen. Ich wollte bei ihrem Besuch eigentlich Kindheitserinnerungen auffrischen, aber der Tourismus hat mich eher abgeschreckt. Ein Erinnerungsstück an Görlitz haben wir jedoch mitgenommen. Bei der Besichtigung der Peterskirche – hoch über der Neiße – haben wir als Spende eine kleine Orgelpfeife erworben.

Der Name Löbau klang mir seit Kindertagen in den Ohren. Die heutige Stadt hat bei mir nicht zu einem Sturm der Begeisterung geführt. Das Bild, das bleibt, ist die Doppel-Wölbung des Löbauer Berges, die sich – ebenso vulkanischen Ursprungs wie die Landeskronen – unmittelbar aus der Ebene erhebt. Auch Zittau liegt in der Ebene aber schon am Fuße des Zittauer Gebirges. Beeindruckend ist der monumentale Block des Rathauses in Neorenaissance am lang gestreckten Marktplatz, und besonders in Erinnerung ist mir das breit gelagerte Salzhaus mit seinem gestuften Dach.

Gefreut hat mich das Wiedersehen mit der Ortschaft und dem Berg Oybin im Zittauer Gebirge, wo ich mit Mutter, Ruth und Elisabeth im Winter 1945 kurz gewesen war. Ich erinnere mich noch an nasskaltes Wetter mit leichtem Schneetreiben. Jetzt lagen die aufragenden Felsklippen mit teils bizarren Sandsteinformen und die mit den Felsen verwachsene Klosterruine im sommerlichen Sonnenschein. Und etwas, das uns damals entgangen war, ist die sehenswerte Camera Obscura auf dem Oybin. Ein kleines unscheinbares Häuschen mit einem Dachaufsatz, darin einem Spiegel, der ins Tal gerichtet ist, von dem aus das Bild auf einen großen horizontalen Bildschirm geworfen wird. Als wir dort waren, konnten wir auf dem Tisch vor uns im Tal spielzeuggroß die Schmalspurbahn fahren sehen, die Bahn, mit der wir 1945 von Zittau nach Görlitz gefahren waren.

Freilich war für uns das Zittauer Gebirge auch Anlass für Wanderungen. Zuerst waren wir auf dem 750 Meter hohen ‚Hochwald‘, den man durch geräumige Buchenwälder erreichte. Möglicherweise haben wir dort auch den Hochwaldturm bestiegen. Jedenfalls hatten wir von dort einen Blick, weit nach Böhmen hinein. Und die vielen Kegelberge erschienen uns weniger steil, als Caspar David Friedrich sie überhöht dargestellt hatte, aber dennoch bot die Landschaft ein heiteres Ensemble vieler spitzer Kuppen. Um auf die höchste Erhebung, die ‚Lausche‘ zu kommen, dürften wir in Johns Dorf übernachtet haben. Der Berg gehörte auch zu den böhmischen Bergkegeln und war – mit knapp 800 Metern höher als Hochwald – recht schweißtreibend zu erklimmen. Als wir uns gerade auf die schattenlose Aussichtsplattform des Gipfels gesetzt hatten, kam von der tschechischen Seite ein Trupp von Pfadfindern und belagerte den Gipfel. Erst nach Jahren wurde mir klar, dass wir von hier auch den Jeschken mit seiner ausgefallenen Turmbebauung gesehen hatten, den wir erst

mit Pfeifers aus Mniček näher kennenlernten, als Wolfgang Pfeifer uns die Gegend zeigte.

Korsika

Die gesamten Aufzeichnungen meiner Erinnerungen basieren allein auf meinem Gedächtnis, weil ich alle Zeit versäumt habe, Tagebuch zu führen. Lediglich unsere Fahrt nach Korsika existiert in einigen Notizen meines Taschenkalenders.

Demnach sind wir am 04.09.1994 um 23 Uhr mit der Fähre in Genua gestartet und am 05.09. morgens um 7 Uhr in Bastia angekommen. Wir hatten zwar eine Kabine, blieben aber die Nacht über auf Deck und haben da wohl auf den Bänken geschlafen. Jedenfalls spüre ich noch die morgendliche Frische und den strahlenden Sonnenaufgang. Statt den direkten Weg nach Calvi zu nehmen, wollten wir wenigstens ein Stück der Westseite der nördlichen Halbinsel kennenlernen, fuhren erst bis Nonza, kehrten um und begannen in St. Florent den Weg nach Westen, durchquerten die regelrechte Mondlandschaft der Wüste ‚Désert les Agriates‘, haben danach bei Lozari ein Bad genommen und in l'Isle Rousse Mittag gegessen. In Calvi fanden wir ein Hotel, in dem wir gern blieben, auch, um in der Bucht von Calvi zu baden.

Von hier aus wanderten wir mehrmals. Bei einem Ausflug in die Umgebung von Calvi sahen wir uns plötzlich umringt von Militärs, die umher liefen, sich hinter Hecken versteckten und wieder aufsprangen. Das Ganze wirkte wie Räuber und Gendarm, war aber Training der Fremdenlegion. Im Hotel lieh uns der Wirt ein deutsches Wanderbuch für Korsika, aus dem ich mir Wanderungen für den weiteren Aufenthalt notierte.

Die Weiterfahrt unternahmen wir an der sehr abwechslungsreichen Küste bis Galéria, gelangten an die Calanche mit ihren Felsen aus rosa Granit und von dort ins Hinterland von Capo Rosso, wo wir wieder ein paar Tage blieben, um zu wandern. Von Piana gingen wir zuerst zur Tour de Turghio am äußersten Zipfel des Capo Rosso und badeten an der Plage d'Arone. In der Gegenrichtung ging es zu den Roches bleues. Das nächste Quartier nahmen wir in Evisa. Von hier ging es nach Norden zur Höhle Bocca a u Verghiolu. Danach aber hielten wir uns vorwiegend an der Gorges de Spelunca auf, gingen bis Ota und zurück und stiegen im Bereich der Brücken, des Ponte de Zaglia und des Ponte Vecchio, tief hinab zu den Badegumpen, die der Fluss ausgebildet hatte.

Hierauf entfernten wir uns von der Westküste und fuhren nach Corte, der alten Inselhauptstadt. Unterwegs kamen wir durch zahlreiche Waldgebiete, und

häufig überquerten Schweine unsere Straße, und zwar keine Wildschweine, sondern halb verwilderte Hausschweine, die die Korsen in die Wildnis entließen, um sie dann zu schießen. In Corte, einer Universitätsstadt, fielen uns die vielen Studenten auf, und Corte diente uns als Ausgangort für Wanderungen, vor allem die in der Gorges du Tavignani. Als Abschluss unseres Aufenthalts in Corte wollten wir den Weg zu zwei kleinen Seen gehen die mit großem Abstand übereinander liegen. Er sollte ein echtes Abenteuer werden.

Die Wanderung nach meinen Aufzeichnungen sollte zum ersten und zweiten See je eine Stunde gehen, zurück also insgesamt ca. vier Stunden. Die Sonne schien, wir hatten beide ein T-Shirt an und Wanderschuhe. Ich hatte eine Tragetasche umhängen, darin zwei Orangen, eineinhalb Liter Wasser und ein Handtuch, denn ich wollte unbedingt in einen der Seen steigen.

Es sollte zwei Wege geben, einen längeren und einen kürzeren, ein Stück mit Drahtseil gesichert. Barbara entschied sich für diesen. So marschierten wir los und folgten einem Wanderzeichen. In dem Wanderbuch hatte gestanden, dass manchmal die Wanderzeichen fehlten und stattdessen Steinmännchen den Weg anzeigten. Deshalb wunderte mich auch nicht, dass von einem Punkt an die Farbzeichen fehlten und Steinmännchen den Weg flankierten. Er fing bald an zu steigen und wurde unregelmäßiger und gröber. Er wurde steiler und felsiger. Wir mussten fast auf Knien unter einem Felsüberhang nahe an einem Abhang durchsteigen. Als wir nach geraumer Zeit, immer noch der Markierung der Männchen nach, die Gegend besser überblickten, sahen wir in großer Entfernung jenseits des Tales ganze Kolonnen bergan steigen. Uns wurde klar, dass dieses unser Weg hätte sein müssen. Barbara schimpfte, sagte aber „Hier will ich nicht noch einmal zurück!“ Wie wir so weiter voran schritten, sahen wir in der Ferne eine Felswand vor uns aufsteigen, die, je näher wir heran kamen, desto mehr wuchs, bis sie Furcht erregend vor uns auffragte.

Da war guter Rat teuer, die Wand war nur für Bergsteiger überwindbar. Um noch das Letzte zu versuchen, stieg ich auf allen Vieren eine schmale Felsrinne hinauf, bis ich direkt an der Wand absolut nicht weiter kam und rückwärts wieder herunter kriechen musste. Während wir uns berieten, entdeckte ich weiter drüben ein paar Meter hoch so etwas wie ein Loch. Ich stieg bis dahin hinauf und stand plötzlich an einer hüfthohen Barriere mit einer Öffnung darüber, durch die ich hinunter blicken konnte. „ Da unten ist auch ein See, wenn auch nicht so

kreisrund“ „Dann lass uns dahin runter gehen“! Dazu musste aber auch Barbara das Hindernis überwinden. Auf der anderen Seite fanden wir wiederum Steinmännchen, die uns im Zickzack hinab begleiteten.

Diesseits der Felswand hatte sich der Himmel bezogen. Die Sonne war weg, und aus Trotz stieg ich noch für ein paar Schwimmzüge in das Gewässer hinein – mehr aus Pflicht, um das Handtuch zu benützen. Wir aßen die Orangen und machten uns ohne Orientierung wieder auf den Weg. Der See hatte einen Ablauf, der in einen Bach mündete. „Lass uns dem folgen“! Das taten wir so gut wir konnten. Inzwischen wurden die Wolken dunkler und es fing an zu donnern. Sehr weit an einer Berglehne entdeckten wir etwas wie einen von Menschen errichteten Verschlag. Das könnte der Unterstand eines Hirten sein, also nahmen wir diese Richtung auf. Nicht lange danach kreuzte unser Pfad einen echten Wanderweg, auf dem eine Gruppe Wanderer daher kam. Die wunderten sich, woher wir plötzlich kämen. Das konnte Barbara mit ihrem guten Französisch erklären. Wo ich denn meinen Rucksack hätte. Da musste ich kleinlaut auf meine unprofessionelle Umhängetasche deuten.

Wir waren hier auf den GR 20, den großen Wanderweg geraten, der Korsika von Süden nach Norden durchzieht. Wir sollen doch mit ihnen kommen, die Schutzhütte Mangano sei nicht mehr weit entfernt. Als wir dort ankamen, schickte die Sonne noch nachmittägliche Strahlen durch Wolkenlöcher. Deshalb stellten wir uns mit dem Rücken an eine noch leicht erwärmte Steinplatte. Unterdessen waren immer mehr Wanderer eingetroffen, die als erstes sich ihre Schlafstelle sicherten. Ungeübt in solchen Gewohnheiten, blieb uns nur noch eine dunkle Ecke unter der äußersten schräg auslaufenden Dachfläche, nur erreichbar über eine senkrechte Leiter. Hier konnten wir auch nicht den Zustand der Decken erkennen. Zum Glück hatten wir das Handtuch dabei, welches als Unterlage für unsere beiden Köpfe reichte.

Der Hüttenwirt verkaufte uns eine Dose Couscous, und deutsche Wanderer, die uns einen halben Topf Nudeln gaben, hatten auch eine detaillierte Karte, auf der wir sehen konnten, wo der See lag, zu dem wir geraten waren, und welches morgen unser Weg sein würde. Die Hütte Mangano liegt bei 1600 Metern ü. M. und wir würden durch eine Bresche in 2200 Metern Höhe müssen, um wieder zu unseren angestrebten Seen und unserem Wagen zu kommen. Dazu sei die

Wetterprognose miserabel. Mit dieser Aussicht legten wir uns – wie alle – bei Einbruch der Dunkelheit schlafen.

Die Einrichtungen für die Hygiene waren nicht sehr verlockend. Außerhalb der Hütte war ein Unterstand mit einer Reihe offener Zellen ohne Türen mit verschmutzten Standklos. Davor eine Reihe Sträucher, hinter denen Haufen an Haufen lag, so dass man dort tunlichst – zumal im Dunkeln – nicht lang ging. Verständlich, dass Barbara von dieser Installation keinen Gebrauch machte, sondern ihre Pflege auf unterwegs verlegte. Das Waschen funktionierte an einem starken Wasserstrahl, der vom Gebirgsbach gespeist wurde. Der Wirt hatte uns noch am Abend für das Frühstück zwei Scheiben Brot hinterlassen, und nachdem um sechs allgemeines Wecken war, machten wir uns bald auf den Weg.

Der Himmel war schwarz, und durch schmale Wolkenspalten schien unheildrohend blutrot das Morgenlicht. Noch regnete es nicht, aber es herrschte ein heftiger Sturmwind mit einem Brausen in tiefsten Orgelregistern. Der Weg – immer noch der GR 20 – begann sofort zu steigen und zwang uns, hohe Felsstufen zu erklimmen. Je höher wir kamen, desto mehr mussten wir uns an den Felsen festhalten, um nicht weggeblasen zu werden. Als wir die Höhe erreichten und der Weg horizontal verlief, begann es zu regnen.

Nun mussten wir darauf achten, dass wir den Abstieg nach links nicht verpassten. Er führte schließlich durch eine flache Röhre nach unten, durch die zunächst Barbara schlüpfte. Danach reichte ich ihr die Tasche und stieg selbst hinten nach. Da entdeckten wir tief unter uns in der Höhe gestaffelt, aber gleichsam nebeneinander liegend, rund wie Spiegeleier unsere beiden Seen. Trotz des Regens wuchs unsere Zuversicht mit dem sichtbaren Ziel vor Augen. Wir blieben aber nur kurz an dem Gewässer und konnten seine Schönheit nicht genießen.

Auf dem weiteren Weg nach unten, begegneten uns viele Enthusiasten, die auch trotz des Regens noch zum zweiten See wollten. Geradezu grotesk wirkte ein junger Priester, der mit seiner Soutane die Felsstufen meistern musste. Am unteren See wurden wir gefragt, ob sich der Weg nach oben noch lohne. Davon konnten wir nur abraten. Als wir dagegen in einer Höhe von vielleicht 100 Metern über dem Parkplatz unseren Clio erblickten, sagte Barbara „Das ist der schönste Anblick meines Lebens!“

Es dauerte nicht mehr lange, bis wir dort ankamen. Wir waren gerade eingestiegen und hatten das Heizgebläse laufen, da brach ein Sturm mit Hagel, Blitz und Donner los, und wir dachten an die vielen, die jetzt den Naturgewalten direkt ausgesetzt waren. Sobald sich das Getöse gelegt hatte, fuhren wir los in Richtung Ostküste, bezogen in einem Hotel in Alétia ein Zimmer mit Badewanne und nahmen am frühen Nachmittag ein Vollbad, um uns wieder aufzuwärmen. Von hier aus fuhren wir am nächsten Tag bei schönstem Sonnenschein nach Süden, wo wir in der Nähe von Porto Vecchio ein Camping-Areal mit Holzhütten fanden. Nach den Wandertagen wollten wir hier noch für eine Woche den Strand und das Mittelmeer genießen. Darüber ist nicht viel zu berichten bis auf eine Merkwürdigkeit. Wir lagen gerade im Sand auf unseren großen Badetüchern, ich halb auf der Seite, auf einen Ellbogen gestützt. Da kam ein großer Schäferhund mit einem Knochen im Maul, den er fallen ließ und im Sand verscharfte. Direkt danach kam er zu mir und legte sich Rücken an Rücken zu mir auf mein Handtuch und ließ es sich wohl sein.

Als Barbara sich eines Tages mit dem Magen nicht gut fühlte, erfuhr dies unsere Vermieterin. Die riet ihr zu etwas, was Barbara bei mir sonst immer abscheulich fand, wenn ich nämlich einen Pastis nicht nach französischer Art mit Wasser mischte, sondern ihn unverdünnt als Schnaps trank. Eben dieses riet ihr die Madame, und siehe da, Barbara fühlte sich besser. Deshalb benutzte sie auch später manchmal dieses Mittel. Die Badetage unterbrachen wir gelegentlich durch Fahrten ins Landesinnere und freuten uns an der abwechslungsreichen Landschaft mit dem Gebirgszug im Hintergrund. Eine neue Erfahrung waren auch hier die aus Stein errichteten Hirtenschutzhütten, nur dass sie hier häufig mit einer Steinplatte bedeckt und nicht wie in Apulien mit falschem Gewölbe hoch geschichtet waren.

Ehe wir gegen Ende September wieder von Bastia aus zurück fuhren, machten wir noch einen Tagesausflug nach Bonifacio um dieses Wunderwerk der Natur der überhängenden Felsen zu sehen und wie atemraubend die Häuser darauf balancierten. Damit endete einer unserer intensivsten Urlaube, natürlich auch dank der denkwürdigen Abenteuertour.